

Der Streit um die Tanne

Autor(en): **Kunter, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 48

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647731>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie bloß im geheimen sagen, was Du davon zu halten hast, wenn Du etwa hörst, der Vater sei an die Gewerbeausstellung in Basel gefahren! Dieses Mal ist also Tübingen Basel! —

Hier brach Landsiedel das Lesen des lieben Briefes ab.

Von der Höhe herunter kam Vater Placidus am Bergstock, mit ihm Pfarrer Gini, beide in eifrigem Gespräch, Gini mit der Bewegung der Unterwürfigkeit. Heinrich mochte ihnen nicht begegnen; ruhig auf seinem Schattenplatz verharrend, ließ er die beiden vorübergehen.

Welch ein Unterschied der Gestalten, ein Unterschied wie Sonntag und Werktag! Dort der edle Mönch, dem die geistige Bornehmtheit und Ueberlegenheit aus dem strahlenden Augenpaar leuchtete, vor dessen ruhiger Seelenkraft sich unwillkürlich jeder neigte; hier der kleine, vernünftige, auf seine Soutane eiferfüchtige Geistliche, dem die Engherzigkeit auf der vorgequollenen Stirne und in den darunter halb begrabenen, stehenden Augen stand.

Als sie vorübergegangen waren, las Heinrich den Brief Doias zu Ende.

Fortsetzung folgt.

* * *

Klage des Mädchens

„Ach Mutter, Mutter, es wird kalt,
Der Herbststurm rast durch Ried und Wald,
Mein Schatz ging fort um Sonnenwend —
Leer ist mein Herz, leer meine Hand!“

„O Mutter, daß ich's nicht gewußt:
Arm ist das Leben ohne Lust!
Doch du — sprich wie es kommen mag —
Bist froh am grau'sten Werktag!“

„Berrat' mir, Mutter, was dich freut
Und daß dich keine Mühsal reut,
Warum du lächelst trotz Verzicht —?“
— „Ich wählte statt der Lust die Pflicht!“

* * *

Der Streit um die Tanne

Erzählung von Erich Kunter.

Die Pforte zum Klosterhof und zu den schönen Kloster-ruinen — der Sehenswürdigkeit eines kleinen Kurortes im Schwarzwald — bildet das alte Torhäuschen mit eingebautem Durchlaß. Dahinter, am Eingang zum Garten, steht eine herrliche, schlanke, wohl 20 Meter hohe Tanne. Der Gipfel der Tanne über dem Häuschen rundet das romantische Bild wunderschön ab. Wie ein alter Holzschnitt sieht das kleine schnurige Haus mit der darüber herausguckenden Tanne aus; für die Fremden ein Punkt von besonderem Reiz und ein Idyll.

Nicht so für Frau Düring, deren Haus dem Torhäuschen benachbart ist und kaum anderthalb Meter vom Gartenzaun und somit von der Tanne entfernt steht. Ihr war, wenn man so sagen darf, die Tanne seit langem ein Dorn im Auge, und sie bemühte sich unablässig, den Besitzer zur Abholzung des Baumes zu bewegen. „Alle zwei, drei Jahre“, klagte sie wiederholt, „habe ich Dachreparaturen, die in die Hunderte von Mark gehen. Die Tanne wirft flöwenweise ihre Nadeln und dürren Zweige auf mein Dach; dadurch verfaulen Dachschindeln, Blechrinnen und Holztafelung. Und niemand ersetzt mir den Schaden.“

Ihre beweglichen Klagen rührten aber nicht das Herz des Torhäuschenbesizers, des Herrn Majors von Pfeilstück.

„Mache Sie, was Sie wolle“, erklärte der Major eines Tages mit militärischer Kürze und schwäbischer Derbheit. „Mei-

Tanne bleibt da stehen, wo sie schon gestanden hat, wie ich noch gar net auf der Welt gewesen bin.“

Nach dieser bündigen Absage stürmte die wutentbrannte Frau Schnurstracks zum nächsten besten Rechtsanwalt und beschwor ihn, ihr gutes Recht vor dem Richter zu erkämpfen.

Damit waren die Feindseligkeiten eröffnet, und sie nahmen einen munteren Verlauf. Monatlang tobte ein erbitterter Kampf um das Dasein der friedlichen Tanne, die nichts davon ahnte, mit welcher Hartnäckigkeit man ihr an ihr bescheidenes Leben wollte. Die Akten schwellen an; der Kreis der Leute, deren Interessen sich mittelbar oder unmittelbar mit dem Sein oder Nichtsein der Tanne verknüpfen, vergrößerte sich. Die am meisten in Mitleidenschaft Bezogenen waren die beiden Nachbarkinder, Erna Düring und Martin von Pfeilstück, die sich liebten und bald Verlobung feiern wollten. Daraus wurde also vorläufig nichts. Frau Düring verbot ihrer Tochter streng den Umgang mit Leuten, die sie „an den Bettelstab bringen wollten.“

Die Entzweiung der beiden Familien und ihrer Sippen griff wie ein fressendes Uebel immer weiter um sich. Und unter den Zusammengehörigen selber gab es Unstimmigkeiten. Frau Düring mußte sich manches von ihrer Tochter sagen lassen und auch Vorwürfe ihrer im Ort lebenden Schwester einstecken. „Du wirst noch deine paar Spargroschen mit samt dem Haus verprozeffieren“, unkte die Schwester. „Schließe einen Vergleich, ehe es zu spät ist!“

Da verkündete im kritischen Moment der Rechtsanwalt seiner Mandantin triumphierend, das Urteil sei in erster Instanz zu ihren Gunsten gesprochen worden. Major von Pfeilstück müsse die Tanne schlagen lassen.

Der Anwalt des Gegners legte aber sofort Berufung ein, und so kam der Prozeß in die zweite Instanz. Jetzt nahm auch der Forstmeister des Bezirks, der vor langen Jahren einmal in irgendeiner Angelegenheit Zwistigkeiten mit dem Major gehabt hatte, für Frau Düring Partei. Das Forstamt befand sich gegenüber von Frau Dürings Haus, also an der anderen Flanke des Torhäuschens. „Die Tanne hat ein ganz flaches Erdreich“, erklärte der Forstmeister, „bei einem Sturm kann sie leicht umgeworfen werden und unter Umständen sogar mit dem Gipfel aufs Forsthaus fallen und Schaden anrichten.“

Das Sachverständigengutachten des Forstmeisters tat vor Gericht seine Schuldigkeit; die Lage des Torhäuschenbesizers verschlechterte sich, so daß auch in zweiter Instanz keine Aussicht für ihn bestand, den Prozeß zu gewinnen. Als sich dergestalt die Waage der Gerechtigkeit offensichtlich zugunsten der Klägerin geneigt hatte, spielte die Beklagte unerwartet noch zwei starke Trümpe aus, wodurch der Endsieg der Düringpartei in letzter Minute sehr in Frage gestellt wurde. Der Anwalt des Majors hatte sich an den behördlichen Heimatschutz gewandt mit dem Erfolg, daß dieses Amt die Fällung des Baumes, der zu einem Heimatschutzdenkmal gehöre, untersagte.

Gegen den Beschluß erhob nun wieder der Forstmeister Einspruch, und er drang nach langwierigen Verhandlungen mit seiner Ansicht bei Gericht durch.

Da erschien an einem Vormittag ein Abgesandter des Herrn Majors in der Wohnung der Witwe. „Ich soll Ihnen mitteilen“, erklärte er förmlich, „daß Herr Major die Grundstücksgrenze jetzt freigemacht haben will, wenn Sie in der Tannenfrage nicht nachgeben.“

Das bedeutete für die Witwe einen schweren Schlag. Ihr Gartenhäuschen war seiner Zeit genau an die Markung der angrenzenden Grundstücke gebaut worden. Um die Forderung des Majors zu erfüllen, mußte sie die Laube einreißen lassen, deren Rückwand wenige Zentimeter des fremden Bodens bedeckte.

In diesen Tagen wurde im Berufungsverfahren der Klägerin abermals das Recht auf die Tanne zugesprochen. Frohlocken und Genugtuung erfüllten sie. Sie nahm die Urteilsurkunde offen in die Hand, so wie das Gesangbuch beim sonntäglichen Kirchgang, und ging damit zum Bruder, der draußen vor dem

Ort ein Sägewerk hatte. „Ich will dich fragen, Christian, ob du mir zum Umlegen der Tanne die Arbeiter stellen kannst?“

„Ja, das kann ich wohl“, sagte der einfache, biedere Mann. Er ließ von der Arbeit ab und wandte sich seiner Schwester zu. „Einen schönen Stamm hat die Tanne, Schwester. Daraus könnte man allerhand machen.“

Die Geschwister standen in der Abenddämmerung vor dem Haus. Es war herbstlich kühl. Eine Anzahl Burschen und Mädels zogen auf der Landstraße vorbei, mit verkränkten Armen eine Kette bildend. Der Anblick des Sägewerks gab einem der jungen Leute in den Sinn, das Lied „Dort unten in der Mühle“ anzustimmen. Die Geschwister vergaßen ihr Gespräch und lauschten dem in der Ferne verklingenden Lied von dem Tannenbaum, dessen Stamm in der Sägmühle zer schnitten wird, und von dem der zuschauende Wanderer sich ans Sterben erinnern läßt:

Du bist's, für den wird werden,
wenn kurz gewandert du,
dies Holz im Schoß der Erden
ein Schrein zur langen Ruh!

Die Melodie verlosch sanft und schwermütig in der Abenddämmerung:

Vier Bretter sah ich fallen,
mir ward's ums Herze schwer . . .

Der Frau war es wunderbar zumute geworden; sie mußte nicht warum.

„Ja, ja“, sagte der Bruder leise. „Vier Bretter . . . daran haben wir beide auch einmal genug . . . Es können auch vier Bretter von der Tanne sein, Hannchen!“ Er trat auf die Schwester zu und ergriff in verhaltener Bewegung ihre Hände. „Schwesterherz, schaff den häßlichen Streit nicht nur gerichtlich, sondern wir k l i c h aus der Welt, und zwar dadurch, daß du die Tanne nicht umhauen läßt!“ bat er eindringlich. „Laß sie in Frieden leben, wie du selber auch den Rest deines Lebens in Frieden verleben mögest!“ — — —

Am nächsten Tage meldete der Major sich bei der Witwe. „Ich beglückwünsche Sie, Frau Düring“, sagte er ritterlich, „Sie haben den Prozeß gewonnen. Die Tanne wird also nun umgehauen werden, und dann können wir ja wieder Freunde sein, gelt?“

Frau Düring legte froh ihre Hand in die dargebotene Rechte und sagte herzlich: „Ob die Tanne umgehauen werden soll oder nicht, — darüber mögen später einmal unsere Kinder entscheiden. Ich lasse sie stehen. Mir genügt die gerichtliche Bestätigung, daß ich gegebenenfalls im Rechte wäre, den Baum umhauen zu lassen.“ — — —

So machte der kampferprobte Major die Erfahrung, daß es leichter ist, härtige denn eigensinnige Feinde zu besiegen. Die Tanne aber steht heute noch, zur Freude aller Naturfreunde und Kurgäste.

* * *

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

„Wo hatten Sie die Aussprache, Herr Becker?“ fragte Geninde streng, „wenn nicht in der Apotheke? Warum haben Sie das geleugnet? Also hatte der Zeuge Fuhrmann doch recht, als er um 10 Uhr dreißig vergeblich an der Sternapotheke geklingelt hatte?“

Becker schwieg.

Geninde ging mit großen Schritten in der Zelle auf und ab. „Becker“, er blieb mit einem Ruck stehen, unter der gesenkten Stirn waren die dunklen Augen in einem unerbittlichen Forschen auf den Gefangenen gerichtet, „warum sprechen Sie nicht?“

Fast flüsternd fragte er:

„Ist es doch anders, sind Sie doch — haben Sie mich getäuscht? Waren Sie in der Nacht aus der Apotheke fort?“

„Ja.“

Geninde schlug mit der Hand auf den Tisch:

„Also doch und warum haben Sie das verschwiegen?“

„Weil ich mich gefürchtet habe. Ich durfte doch die Apotheke nicht verlassen. Ich hatte doch Nachtdienst. Und ich mußte doch mit Gisela“, er verbesserte sich, „mit Fräulein Wendling sprechen. Ich bin ja auch nicht lange weggeblieben. Ich habe sie ja nur bis zur Oderstraße gebracht. Wie sie mir das gesagt hat mit ihrem Verlobten, da bin ich gegangen. Ich habe mir hinterher noch Vorwürfe gemacht, daß ich sie allein durch den Park gehen ließ. Aber das mit ihrer Verlobung — ich war ganz verstört.“

Geninde ließ Becker nicht aus den Augen.

„Schlimm, Herr Becker, sehr schlimm. Bisher haben wir den Zeugen Fuhrmann als alten Alkoholiker für unglaubwürdig gehalten. Der Mann drängt sich ja bei allen möglichen Gelegenheiten zu Aussagen. Aber nun gewinnt er an Glaubwürdigkeit — leider! Wie können Sie nun beweisen, daß Sie es nicht gewesen sind? Fuhrmann hat zehn Uhr zwanzig geklingelt. Der Mord ist zur gleichen Zeit passiert. Die Uhr der Wendling ist auf der Lehne der Steinbank aufgeschlagen und bei zehn Uhr zwanzig stehen geblieben. Herrgott“, Geninde fuhr sich durch die Haare, „das ist ja, — wie soll man denn da arbeiten, Becker?“

„Zehn Uhr zwanzig sagten Sie, ist die Uhr der Wendling stehen geblieben? Aber um zehn Uhr zwanzig war ich ja am Elektrizitätswerk. Ich besinne mich genau. Ich habe dort einen Wächter nach der Zeit gefragt und meine Uhr gestellt. Der Mann muß doch aufzufinden sein.“

Beckers bleiches Gesicht war von kleinen Schweiß-Perlen überströmt, die er hastig abwischte.

„Den Wächter muß man haben, Herr Rechtsanwalt, der wird sich erinnern. Ein großer schlanker Mann, blaßes Gesicht, dunkle Haare. Er hatte die Mütze in der Hand, — es war ja warm —“

Becker war völlig verwandelt, er überstürzte sich in Reden. Es war offensichtlich, er hatte begriffen, dies neue Moment war entscheidend.

„Na — endlich wachen Sie auf, Herr Becker, — die Sache mit dem Wächter ist natürlich wichtig.“

„Ungeheuer wichtig, Herr Rechtsanwalt.“

Becker flog förmlich am ganzen Körper. Schweiß perlte wieder aus der fahlen Haut. Er umklammerte die Hände Genindes. „Den Wächter muß man auftreiben. Der wird aussagen. — — Dann wird man ja sehen, daß ich es nicht gewesen bin. — Nicht gewesen sein kann“, schrie er auf. Seine Augen waren weit aufgerissen und hatten einen blinden Ausdruck.

Geninde sah die Verwandlung. Was mußte dieser Mensch gelitten haben! Ein Argument nach dem anderen hatte man ihm in der Voruntersuchung aus der Hand gewunden. Nun endlich konnte er sich an etwas klammern. Da war es auch vorbei mit dieser unnatürlichen Ruhe. Wäre Becker weiter so starr wie bisher geblieben, er hätte bestimmt die Verteidigung niedergelegt. Nun aber war es ja etwas ganz anderes . . .

„Entschuldigen Sie, Herr Becker“, sagte er, „nun habe ich den Ausgangspunkt für meine Verteidigung gefunden, nur Mut, wir schaffen's schon. Man muß nur glauben.“

„Ja, glauben muß man, Herr Rechtsanwalt“, sagte Becker schon wieder mit seiner etwas schüchternen, verschluckten Stimme.

4. Kapitel.

„Haben Sie noch etwas für mich, Herr Doktor?“

Frau Schonert, Genindes Aufwartefrau, stand in der Tür der Veranda zum Eßzimmer.

„Danke, nein, Frau Schonert. Aber heute abend bin ich zu Tisch.“

Frau Schonert, rundlich, mit einem humoristischen Knollen-